

Seite 3



BERLINER ZEITUNG/PAULUS PONIZAK

Ibraimo Alberto wollte mal ein berühmter Boxer werden. Das hat nicht geklappt. Dafür hat ihm das Boxen geholfen, um Freunde und sogar etwas Anerkennung zu finden.

SCHWEDT. Manchmal sind es die Blicke, manchmal das Schweigen. Zum Beispiel im Supermarkt am Platz der Befreiung, im Zentrum von Schwedt. Ibraimo Alberto reiht sich in die Schlange vor der Kasse ein. Vor ihm stehen ein Mann und sein Sohn, der Junge ist zehn, vielleicht zwölf. „Schau mal Papa, ein Neger“, sagt er nicht laut, aber hörbar, und zupft am Hemd seines Vaters. „Ein richtiger Neger.“ Der Vater dreht sich um, greift die Schultern des Jungen, schiebt ihn einen Meter vor, als wolle er seine Aufmerksamkeit woanders hin lenken. „Guck doch, ein Neger.“

Die brandenburgische Kleinstadt Schwedt, Landkreis Uckermark, liegt an der Grenze zu Polen, sie hat seit 1989 ein Drittel ihrer Bevölkerung verloren. Ihr Ausländeranteil liegt bei 2,1 Prozent, dieser Wert ist in Berlin fast sieben Mal so hoch. 733 der rund 35 000 Schwedter haben Wurzeln außerhalb Deutschlands, sie stammen aus 52 Nationen. 271 Einwanderer kommen aus Polen, 97 aus Russland – drei aus Afrika. Ein Kameruner arbeitet auf dem Bau, er ist viel unterwegs. Ein Kenianer ist in einem Restaurant in Berlin untergekommen und schläft kaum in Schwedt. Dauerhaft in der Stadt ist ein Schwarzer geblieben: Ibraimo Alberto aus Mosambik.

Ewige Fragen

Im Supermarkt legt er nun seine Waren auf das Band. An der Kasse sitzt eine ältere Dame. Er blickt ihr in die Augen, sie schaut an ihm vorbei. Er wünscht ihr einen schönen Tag, sie wirft ihm das Wechselgeld hin und stöhnt leise: „Wiedersehen.“ Vielleicht hat sie schlechte Laune oder Kopfschmerzen. Es könnte aber auch mit Ibraimo Alberto zu tun haben, mit seiner Hautfarbe, mit seinem Akzent. Wer weiß das schon?

Er steht am Ausgang, blickt zurück auf die Kassiererin, ordnet seine Tüten und seine Fragen: Habe ich etwas falsch gemacht? War ich nicht freundlich genug? Bin ich paranoid? Alberto sagt, er fühle sich oft unter Druck gesetzt. Er kontrolliert seine Bewegungen, seine Wortwahl. Er will gefallen und möchte sich doch treu bleiben. „Ich sehe anders aus“, sagt er. „Aber ich bin kein Außerirdischer.“

Bald jährt sich der Tag der deutschen Einheit zum zwanzigsten Mal, wieder beginnt eine Zeit der Feierstunden, Rückblenden, schweren Worte. Ibraimo Alberto wird wohl nicht nach seiner Meinung gefragt werden. Dabei könnte er vieles verdeutlichen. Über Debatten, die unsere Öffentlichkeit seit Jahren bestimmen und die doch ohne Inhalt geblieben sind. Über Begriffe, die als Antworten dienen sollen, aber mehr Fragen aufwerfen; Begriffe wie Zuwanderung, Migration, Fremdenfeindlichkeit.

Alberto ist vor fast dreißig Jahren nach Deutschland gekommen. Er hat versucht, in der Fremde heimisch zu werden. Aber bis heute wird er wie ein Fremder behandelt.

Ibraimo Alberto ist 47 Jahre alt, er sieht jünger aus, hat einen durchtrainierten Körper, sein Händedruck ist zähhaft, fast schüchtern. Er blickt aus dunkelbraunen, warmen Augen. Trägt schwarze, blank geputzte Schuhe, aus der Brusttasche seines beigefarbenen Hemdes ragt ein goldener Kugelschreiber. Er nuschelt ein bisschen, verschluckt Worte, es hört sich an, als seien seine Gedanken schneller als seine Zunge. Alberto wohnt in einem Hochhaus, zehnte

Etage. Tiefer geht es kaum, sagt er, sonst könnten Neonazis wieder Flaschen auf seinen Balkon schmeißen. Oder Steine oder stinkende Mülltüten.

Albertos Wohnzimmer ist mit Erinnerungen verziert. Am Fenster klemmt die Flagge Mosambiks, auf dem Fensterbrett stapeln sich Urkunden, Fotoalben, Pokale. Der prominenteste Platz in seiner Schrankwand gehört den Bildern seiner Kinder. Alberto hat eine Tochter, 19, und einen Sohn, 16, ihre Hautfarbe ist heller, beide gehen noch zur Schule. Er meidet es, mit ihnen durch Schwedt zu spazieren. Wollen sie ins Kino, geht er fünf Minuten früher los, er nennt das Sicherheitsabstand. Planen sie ein Picknick, schicken ihm seine Kinder eine SMS: „Papa, keine Nazis – kannst kommen.“ Oder: „Bleib besser zu Hause.“

Würde es die Kinder nicht geben, Alberto hätte Schwedt längst verlassen. Doch es gibt sie und so geht er in die Offensive. Seit viereinhalb Jahren ist er Ausländerbeauftragter in Schwedt, ehrenamtlich. Er engagiert sich in der Lokalpolitik und kämpft gegen Diskriminierung. „Was bleibt mir übrig?“, sagt er und hebt die Schultern. Er weiß, dass er Probleme hat, weil er mit seiner Hautfarbe allein ist. Aber er möchte das ändern. Er mag nicht der jammernde Afrikaner sein, will sein Schicksal in die Hand nehmen. Aber immer wieder läuft er gegen eine Wand, weil es am Ende eben doch die anderen sind, die bestimmen, wer er ist.

Der Bielefelder Gewaltforscher Wilhelm Heitmeyer hat den Begriff von der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit geprägt. Seit 2002 veröffentlicht er Jahr für Jahr Ergebnisse einer Langzeitstudie über die Abwertung gesellschaftlicher Gruppen. So sind fast sechzig Prozent der Befragten der Meinung, in Deutschland lebten zu viele Ausländer. Das ist eine Wahrnehmung, die der ehemalige Berliner Finanzsenator Thilo Sarrazin mit seinen ausländerkritischen Thesen in seinem gerade erschienenen Buch noch geschärft haben dürfte.

Ibraimo Alberto hat eine schwarze Sporttasche geschultert, er biegt in die Grambauer Straße ein, am Stadtrand gelegen, gesäumt von Plattenbauten. Viele Parkplätze sind leer, viele Fenster haben keine Gardinen. Schwedt hatte weltweit Schlagzeilen gemacht: Tausende Wohnungen wurden abgerissen, tausende Einwohner umgesiedelt. Die Stadt schrumpfte von außen nach innen, um dem Bevölkerungsschwund entgegenzuwirken. Alberto hat Freunde aus Afrika verabschiedet und nie wieder gesehen, erst vor Kurzem einen Arzt aus Kenia und eine Pflegerin aus Angola. Sie hatten Arbeit, berichtet Alberto, aber sie hätten sich nicht willkommen gefühlt.

„Schneeball, Schneeball“

Aus der Ferne überschlagen sich Männerstimmen, die Albertos Spitznamen rufen: „Schneeball! Schneeball!“ Sie klatschen sich ab, erzählen Witze. Dann betreten sie die Kabine der kleinen kastenförmigen Sporthalle, es riecht nach Schweiß, aus den Lautsprechern dröhnt Rap-Musik. An den Wänden hängen Wimpel, Plakate, vergilbte Fotos. Auch Alberto ist darauf zu sehen, in der Deckung eines Boxers, die Fäuste zusammengeführt vor dem Kinn. Alberto fällt sofort ins Auge, wie immer.

Am 16. Juni 1981 um 5:11 Uhr landete Alberto in Deutschland, am Flughafen Berlin-

Schönefeld, zusammen mit 51 Passagieren. Er sagt, das Ziel war ihm egal, er wäre auch nach Rumänien geflogen, nach Bulgarien oder Ungarn. Er war in Mosambik aufgewachsen, in der Ortschaft Chimoio, unter der Kolonialmacht Portugal. Er hatte erlebt, was Rassentrennung bedeutet. Nachdem das Regime 1975 fiel, folgte ein Tod bringender Bürgerkrieg. Alberto hat Freunde sterben sehen, er selbst ist dem Tod oft knapp entkommen. Er wollte nur noch weg, er wollte nach Europa. Mosambik schickte Arbeiter in die DDR, Alberto qualifizierte sich für die Reise, denn er war einer der besten Schüler gewesen.

Wie Muhammed Ali oder Max Schmeling

Er hatte kein Auge zumachen können während des Fluges nach Ost-Berlin. Später wunderte er sich, dass Weiße in Europa einer Arbeit nachgingen, er war überrascht, dass sie sich keine schwarzen Sklaven im Keller hielten, das hatte er in seiner Schule im Dschungel anders gelernt. Alberto musste in Berlin seinen Reisepass abgeben, damit konnte er leben. Sein Ziel: Boxer werden, bekannt und erfolgreich. Wie Muhammed Ali oder Max Schmeling.

In der Sporthalle von Schwedt kennen alle Box-Kollegen Albertos Geschichte, sie hat sie zum Staunen gebracht, zum Nachdenken. Nun tippeln sie an der Seitenwand hin und her, bearbeiten schwere Sandsäcke, schnaufen wie Lokomotiven, die Fahrt aufnehmen. Alberto blickt zur Spiegelwand, um seine Bewegungen zu kontrollieren, er genießt das Gefühl der Stärke. Hinter ihm steht Ernst Urban, sein Trainer, ein drahtiger Mann mit grauen Stoppelhaaren, die Hände hinter dem Rücken gefaltet. „Ibraimo könnte keiner Fliege etwas tun“, sagt Urban. „Er sucht das Gespräch, um Probleme zu lösen, er setzt sich für andere ein. Damit ist er zu einem Vorbild geworden.“

Alberto hat im Laufe der Jahre viele Pokale und Medaillen erkämpft – reich und berühmt geworden ist er nicht. Doch das war für ihn auch nicht mehr von Bedeutung. Boxen hat ihm bei der Integration geholfen, er suchte Anschluss, knüpfte Kontakte, gewann Freunde, verbesserte seine Sprache. In der Sporthalle trägt er nun einen roten Pulli, darauf ist zu lesen: „Sport gegen Gewalt“. Es ist ein Schriftzug, der für ihn auf bizarre Weise wahr werden sollte. Nicht im Ring, sondern auf der Straße.

Anfang, Mitte der Neunzigerjahre, sagt Alberto, wurde er immer wieder von Neonazis angehalten. Meistens waren es kleine Gruppen, vier oder fünf Jugendliche, kahl geschoren, aggressiv, angetrunken. Damals lebten viele Afrikaner in Schwedt. Die Skinheads drohten Alberto, beleidigten ihn – bis einer von ihnen sein Gesicht erkannte, seine Stimme. Bis einer von ihnen Einspruch einlegte und sagte: Stopp, das ist Ibraimo, der boxt für unsere Stadt, er ist einer von uns! Inzwischen bestreitet Alberto keine Kämpfe mehr, aus Altersgründen. Er hält sich fit, doch sein Bekanntheitsgrad in Schwedt ist gesunken, die Jugendlichen von heute haben seine Siege nicht erlebt. Das hat er zu spüren bekommen. Er wurde gehohlet, bespuckt, gejagt. Oder ignoriert.

Sport hat Alberto stark gemacht, nun nutzt er den Sport, um andere stark zu machen. Ein Fußballplatz in Berlin-Weißensee, in der Nähe des Jüdischen Friedhofs. Alberto steht vor einem Halbkreis aufgeregter

Jungen und hält eine kurze Rede. Sie tragen blaue Trikots und stützen sich gegenseitig ab. Gleich ist Anpfiff ihres ersten Spiels, ihr Teamname ist: Multikulti. Aus fünf Nationen stammen die Schwedter Spieler, auch Albertos Sohn ist dabei. „Habt Spaß, helft euch gegenseitig“, sagt Alberto, ihr Trainer. Am Ende gewinnen sie das Turnier. Die Spieler jubeln. Alberto muss einen Bericht für ein Schwedter Anzeigenblatt schreiben: „Die Leute sollen lesen, wie schön es gemeinsam sein kann.“

Alberto ist in Schulen zu Gast, in Jugendclubs, auf Integrationsfesten. Er nimmt dann die große, schwere Trommel aus seiner Heimat mit oder kocht mosambikanische Rezepte nach. Er redet zu solchen Anlässen nicht über den Hass gegen ihn, er lässt seine Geschichte wirken. Spricht von seinem obersten Grundsatz: Bildung. Spricht von seiner Familie in Mosambik. Von seiner Großmutter, die ihm das Lernen hatte ausreden wollen, mit den Worten: „Du kannst nie werden wie die weißen Götter.“ Alberto, eines von zehn Geschwistern, lief jeden Tag viele Kilometer zur Schule. Oft wurde ihm sein Pausenbrot gestohlen, seine sauber beschriebenen Schulhefte wollte dagegen niemand haben. Seine Nachbarn lachten über seine Strebsamkeit, seine Eltern hielten sie für eine Phase der Pubertät. Nie hatten sie eine Schule von innen gesehen.

In Ost-Berlin begann Alberto 1981 als Arbeiter eines Fleischkombinats, er stieg zum Gruppenleiter für Lehrlinge auf, wechselte als Abteilungschef in ein Glaswerk. An den Abenden ging er in die Volkshochschule, lernte Sprachen. Das Boxen führte ihn dann nach Schwedt. Die Mauer fiel und Alberto wurde arbeitslos. Allerdings nicht lange. Die Stadtverwaltung suchte einen Betreuer für Asylbewerber. Alberto kümmerte sich um die wachsende Zahl der Einwanderer und politischen Flüchtlinge. Er übersetzte, schlichtete, stellte Beziehungen her. Zeitgleich studierte er in Potsdam Sozialpädagogik. Seinen Leuten in Mosambik ist das Lachen über ihn vergangen, seine 81-jährige Mutter preist ihn als Wunderkind.

„Ich bin der Alibi-Schwarze“

Als Ausländerbeauftragter hat Alberto eine Sprechstunde im Monat, an jedem letzten Donnerstag, er teilt sich Büro und Computer mit der Behindertenbeauftragten. Seit zwei Jahren ist Alberto für die SPD Mitglied der Schwedter Stadtverordnetenversammlung. Aber es fällt ihm schwer, sich mit der Partei zu identifizieren. „Ich bin der Alibischwarze. Ich habe keine Chance zu gestalten. Dabei wünscht sich die Politik mehr Migranten.“ 2008 wurde er von Wolfgang Schäuble, dem damaligen Innenminister, für sein Engagement geehrt. Geholfen hat es ihm kaum, sagt er.

Auf dem Rückweg von der Boxhalle schaut Ibraimo Alberto auf dem Platz der Befreiung vorbei. Er trifft drei Freunde aus Indien, die einen Verkaufsstand für Kleidung betreiben, sie umarmen sich, es ist eine herzliche Atmosphäre, das hat Alberto selten. Er erzählt von seiner Tochter. Nach der Schule will sie im Ausland studieren, vielleicht in London. Ob ihr Alberto folgen wird? „Ich weiß es nicht.“ Alberto ist ein kräftiger Typ, doch er kann ziemlich traurig wirken. „Ich möchte mich wegen meiner Hautfarbe nicht mehr erklären müssen. Das ist Stress, der niemals endet.“

Der ewige Fremde

Ibraimo Alberto ist der einzige Schwarze, der noch in Schwedt an der Oder lebt. Er tut eigentlich alles, um sich dort einzufügen – und ist doch bis heute heimatlos geblieben

VON RONNY BLASCHKE